

Hartmut Schmidt (Berlin)

VON DER MITTELALTERLICHEN STADTSPRACHE ZUM BERLINISCHEN DES  
19. JAHRHUNDERTS. ASPEKTE DER SPRACHGESCHICHTE BERLINS

1. Man kann versuchen, die historischen Sprachzustände Berlins und Brandenburgs vor allem von den neueren Verhältnissen her, insbesondere den Dialektzeugnissen, zu rekonstruieren. Das war der von H. Teuchert bevorzugte Weg. Für die Alternative, den Ausgang von den historischen Texten, hat sich A. Lasch entschieden. Teuchert und Lasch sind auch infolge solcher Verfahrensunterschiede zu gegensätzlichen Auffassungen gelangt. Heute wird wohl allgemein akzeptiert, daß die Interpretation der historischen Zeugnisse und der neueren Sprachverhältnisse systematisch zu verbinden ist. Ansätze dazu gibt es auch für unser Gebiet<sup>1</sup>, ihre konsequente Durchführung für Berlin/Brandenburg steht noch aus. Für den umfangreichen Materialbereich der Lexik erbringt das Brandenburg-Berlinische Wörterbuch eine bedeutende Leistung.

2. Die frühe Sprachgeschichte Berlins ist eingebettet in die Sprachgeschichte der Mark Brandenburg, aber sie ist mit dieser nicht identisch. Sie kann es nicht sein, weil die historischen Sprachverhältnisse des Landes und der Stadt immer in je unterschiedlicher Weise in sich differenziert waren<sup>2</sup>. Die ihnen zugrunde liegenden sozialen Verhältnisse der Stadt und des Landes sind im Ergebnis der vorauszusetzenden Ausgleichsvorgänge und der zu erfüllenden sozialen Funktionen verschieden geprägt. Auch die anderen alten märkischen Städte wie Brandenburg und Stendal, Frankfurt und Fürstenwalde bieten bei weitem kein einheitliches Bild. Die frühe unterschiedliche Offenheit gegenüber hochdeutschen Formen ist eine wichtige Tatsache. Ein anderes, die Diskussion über die frühen brandenburgischen Sprachverhältnisse lange vor Teuchert und Lasch bestimmendes Faktum<sup>3</sup> ist der Einfluß des Niederländischen. In der Mitte des 12. Jahrhunderts, etwa eine Generation vor der Begründung der Kauf-

mannssiedlungen Berlin und Kölln, erfolgte eine massive Einwanderung niederländischer Siedler in die Mark. Diese Einwanderung zeitigte sprachliche Folgen bis in die Gegenwart, ich nenne Kachel, Häcksel, Stulle, Kanten und Fenn, duster, kiesätig und belemmert, Flieder, Erpel und Padde, Miere und Pieratze. Es kann keine Rede davon sein, daß die "Rheinländer und Niederländer ... lediglich in verschiedenen Orts- und Flurnamen ... sprachliche Zeugnisse hinterlassen" hätten.<sup>4</sup> Die aufgeführten Wörter galten als Wörter der umgebenden Landschaft früh auch in Berlin. Offen ist aber die Frage, ob wir noch für die Periode der Berlin-Köllner Stadtgründungen ernsthaft einen Anteil niederländisch sprechender Siedler vermuten dürfen.

Karl Bischoff hat die interessante These aufgestellt, daß auch der Sprachgebrauch der Siedlungsepoche sozial differenziert war in eine brandenburgisch-niederländische Bauernmundart und eine stärker ostfälisch bestimmte ländliche Herrensprache. Er rechnet damit, daß einige Merkmale der Bauernmundart auch in die Umgangssprache der städtischen Oberschicht eingegangen seien und von hier auch in die Schreibsprache der märkischen Städte<sup>5</sup>, trotzdem erscheinen Stadt und Land durch die Annahme einer sozial abgehobenen Bauernmundart deutlich getrennt, wenn auch die Marktbeziehungen den sprachlichen Austausch von Stadt und Land täglich gewährleisteten. Ein solcher Ansatz entspricht unserer These, daß wir auch für die Frühzeit Berlin/Köllns ein differenziertes Modell des aktiven Sprachgebrauchs und der darüber hinausgehenden passiven Sprachkenntnis in der Doppelstadt rekonstruieren müssen, und der Annahme, daß Aussagen für die umgebende Mittelmark nicht ohne weiteres auf das Stadtgebiet zu übertragen sind.

3. Im 13. Jh. sind alle Urkunden Berlins lateinisch, die frühesten mittelniederdeutschen Zeugnisse aus dem weiteren Berliner Stadtgebiet finden wir in diesen lateinischen Urkunden. Einige Beispiele wie fluttrenne, bolbrucke, nederlage, scupstol, innincghe, markettoln, stedepeninghe, vlöte, land(d)ing (u. a.) sind in unserem Band zitiert worden<sup>6</sup>. Ich will noch einige andere deutsche Wörter aus den im Stadtbuch enthaltenen lateini-

schen Handwerkerprivilegien des 13. und frühen 14. Jahrhunderts nennen: beth 'Beizfaß' (Innungsbrief der Kürschner vom 22.3.1280); morgenspracke (Innungsbrief der Schuhmacher vom 2.6.1284); vorvute 'Vorfüße' (Innungsbrief der Schuhflicker vom 19.8.1284); conciuium id quod dicitur burscap (Innungsbrief der Gewandschneider vom 12.4.1288); lana ... que vocatur blekwille / de aliqua falsitate lane vel flocken / panni cum flocken igni ardentissimo concremetur (Innungsbrief der Tuchmacher vom 28.10.1295); magister sive operarius, eyn knape / sive sit magister vel knape / quartale portorium cerevisie quod dicitur ein drageferndel / unus lapis lane, quod ein stein wulle dicitur in vulgari, ad percuciendum tantum, id est tu gherwende / qui dabit eorum meysterknape 3 denarios / predicti meysterknape (Privileg der Tuchmachergesellen vom 19.11.1331)<sup>7</sup>.

Diese meist in bedeutsamen rechtlichen Zusammenhängen stehenden deutschen Wörter in lateinischen Urkunden verdienen besondere Aufmerksamkeit. Sie sind Zeugnisse auch für die lingua vulgaris und teilweise zugleich für die frühen handwerklichen Fachwortschätze. Wir haben zu bedenken, daß die ersten erhaltenen mnd. Urkunden aus Berlin erst mit dem Jahr 1321 einsetzen<sup>8</sup>, die früheste erhaltene in Berlin ausgestellte hochdeutsche - also sprachlich nicht 'berlinische' - Originalurkunde datiert vom 11.2.1334.<sup>9</sup>

4. Eine Stelle aus dem oben zuletzt genannten Privileg der Tuchmachergesellen sei ausführlicher zitiert<sup>10</sup>: Den Tuchmachergesellen wird verboten, barfuß durch die Straßen zu laufen und sich mit fahrenden Gauklern oder Schaustellern einzulassen. Dann heißt es "Item quod nullus eorum vadat ad locum in Berlin qui dicitur ples, locando se alteri nisi opus quod habuerit pre manibus usque ad talem partem totaliter que vocatur eyn havelreke ..., lanifices vero non vadant ad predictum locum locando se aliis nisi superfuit eis unus lapis lane, quod ein stein wulle dicitur in vulgari."<sup>11</sup> Der Ort in Berlin, an dem sich Handwerks Gesellen zumindest dieser Zünfte trafen, um sich zum Wechsel des Arbeitsverhältnisses anzubieten, hieß also 'ples', ein slawischer Flurname mit der Bedeutung "kahle, un-

bewachsene Stelle".<sup>12</sup> Das ist doch wohl ein Hinweis auf eine gewisse slawische Namentradiation im alten Kernbereich Berlins, ein sichereres Zeugnis als die fehlgeschlagenen älteren Nachweisversuche, die schon von A. Lasch kritisch beurteilt wurden.<sup>13</sup> Die Anwesenheit slawischer Kleinhändler auf dem Berliner Markt bezeugt schon der erste Teil des Berliner Stadtbuchs; das "plagseld ... up deme holtmarkte" solle für sie nicht zu hoch sein, "up dat den Wenden und andern luden di holtmark nicht vorhoget und vorledet werde".<sup>14</sup>

5. Auch die zitierten hochdeutsch aussehenden Schreibungen wie 'ein stein wulle' bedürfen genauer Interpretation. Sie werden in der Regel als Markierungen der Vokallänge (mnd. ē), nicht als Zeugnisse für den Diphthong verstanden. Nun hat aber schon die ältere Forschung festgestellt, daß in Berliner mnd. Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts eine besonders auffällige Anzahl hochdeutscher Schreibungen begegnet: alt, halten, nynt, angesehen, sein (pron. poss.), drey, dreihundert, meinen, haus, lieben, gestorben, tragen, thun, getan, keysertūm, ritterschaft, pfleger, pflicht, geworffen, dorfe, zu, zeit, zwischen, zwitracht, besitzen, witzig, holtz usw.<sup>15</sup> K. Bischoff hat darauf hingewiesen, daß sowohl das gesprochene wie das geschriebene frühe Mittelniederdeutsch der Mark Brandenburg für bestimmte mnd.  $\bar{o}/\bar{e}$  durchaus u/i bevorzugt: vuder statt voder, schumeker statt schomeker, buk statt bok, vir statt ver, tigeler statt tegeler und bir statt ber ('Bier').<sup>16</sup> Bischoff erklärt diese u/i als eindeutig niederländisch. Ich meine, daß wir die Vielzahl früher hochdeutscher Schreibungen in berlin-brandenburgischen Urkunden endlich einmal im Zusammenhang zu beurteilen haben und den Gesichtspunkt der angestrebten Nähe zum Schriftbild hochdeutscher Texte, also die Prestigewirkung des Hochdeutschen schon im 14./15. Jahrhundert neben dem natürlich auch wirkenden Prestige der mnd. Schreibsprache des Hansebereichs ernsthaft prüfen und schließlich akzeptieren sollten. Für eine gewisse frühe Orientierung der Oberschicht auf das hochdeutsche Sprachgebiet sprechen schließlich sogar die Versuche von Angehörigen des askanischen Herrscherhauses, mittelhochdeutsche

Lyrik zu produzieren, so Ende des 13. Jh. Otto mit dem Pfeil.

Berlin öffnete sich im 14. und 15. Jahrhundert in bemerkenswerter Weise für hochdeutsche Texte. Im Stadtbuch wurden zwar die lateinischen Urkunden in der Regel mit mnd. Übersetzungen versehen, denn den Ratsherren, die mit dem Stadtbuch arbeiteten, war mit lateinischen Texten wenig gedient. In die verschiedenen in das Stadtbuch aufgenommenen hochdeutschen Texte der Markgrafen (von der Privilegienbestätigung von 1363 bis zur Prozessionsordnung von 1476) wurden zwar einige nd. Schreibungen eingemischt, sie bedurften aber für ihre Leser in Berlin eben keiner niederdeutschen Übersetzung. Zumindest für einen entscheidenden Teil der städtischen Oberschicht ist also schon im späten 14. und im 15. Jahrhundert mit der passiven Beherrschung des Hochdeutschen zu rechnen.

6. In der Beurteilung der Ablösung des Mnd. durch das Omd. wurde bisher zuwenig beachtet, daß der Südosten der Mark, so wie uns das die bekannten Lautverschiebungskarten für das späte 19. Jahrhundert bezeugen, schon im 14. Jahrhundert in stabilem Zusammenhang mit dem md./hd. Gebiet stand. Der Einfluß ging oderabwärts, er ist mitteldeutsch, aber in der Frühzeit eher lausitzisch-schlesisch und nicht im späteren Sinn einfach als ober-sächsisch zu erklären. Die Städte der östlichen Mittelmark gingen zweifellos voran. Frankfurt/Oder und mit ihm Fürstenwalde, Müncheberg, Beeskow und Storkow waren schon im 15. Jahrhundert - im Gegensatz zum Westen der Mittelmark - hochdeutsch geprägt<sup>17</sup>. Die Frankfurter Ratskanzlei schrieb bereits seit der Mitte des 14. Jahrhunderts überwiegend hochdeutsch<sup>18</sup>. Hier ist es eher schwierig, eine wirklich stabile frühe mnd. Schicht eindeutig auszumachen. Auf den hochdeutschen Status von Frankfurt wurde durch die anderen märkischen Städte in Verträgen früh Rücksicht genommen.<sup>19</sup> Die engen kommerziellen und familiären Verbindungen des Patriziats von Berlin und Frankfurt (Wins, Blankenfelde) sind bekannt; sie bildeten eine wichtige hd. Einflußbrücke nach Berlin. Daß die lange vorbereitete Gründung der märkischen Landesuniversität 1506 in Frankfurt erfolgte, dürfte einen wichtigen Grund darin haben, daß dem Nachwuchs der märki-

schen Beamtenschaft eine hochdeutsch geprägte Umgebung geboten werden sollte. Keineswegs kann Frankfurt zur Zeit der Universitätsgründung dem nd. Gebiet zugerechnet und damit in sprachlichen Gegensatz zu den Universitäten Leipzig, Jena und Wittenberg gebracht werden, wie es Rosenberg tut.<sup>20</sup>

Wir gehen davon aus, daß in der Epoche zwischen 1450 und 1550, in deren Mitte nur 1504 die Umstellung auch der Berliner Stadtkanzlei auf das Hd. fiel, sowohl die Landesbehörden wie die städtischen Gremien und die Berliner Bevölkerung alle Fragen der sprachlichen Verfassung der Stadt mit äußerster Sensibilität behandelten. Die mit den Namen Agathe Lasch und Hermann Teuchert verbundenen Formeln vom bewußten, um 1504 datierbaren Sprachwandel Berlins zum Obersächsischen bzw. von der ganz allmählichen Herausbildung einer nd./md. Mischsprache Berlins sind weder von Lasch noch von Teuchert undifferenziert vertreten worden. Beide Ansätze haben aber nur den Zustrom obersächsischer Formen aus dem Süden im Blick. Der im 16. Jahrhundert zweifellos gegebene Prestigewert des Obersächsischen in Berlin (die Schulordnung des Grauen Klosters verpflichtet die Schüler 1574, "sich im teutschen des Meisnischen dialecti ... zu befeißigen"<sup>21</sup>) hatte mit der Orientierung auf das Mitteldeutsche im Osten der Mark um Frankfurt an der Oder einen bedeutsamen Vorlauf. Auf die frühe Ausbreitungsrichtung des Mitteldeutschen oderabwärts hat auch Theodor Frings schon hingewiesen<sup>22</sup>. Für die gesamte Epoche des Übergangs Berlins zum Hochdeutschen ist mit einer starken sprachsoziologischen Differenzierung zu rechnen. Sowohl der mitteldeutsch/hochdeutsche wie der niederdeutsche Einfluß auf den in Berlin stattfindenden Ausgleichsprozeß müssen als sozial und funktional bedeutsame Langzeitfaktoren gewertet werden. Rosenberg<sup>23</sup> spricht deshalb auch mit Recht von einer "kontinuierlich wirkenden niederdeutschen Beeinflussung des Berlinischen" bis in die jüngere Zeit. Wir brauchen hierbei - das ist aber nur eine Komponente - nur an die sprachliche Integration der später eingemeindeten Dörfer des Stadtgebiets zu denken. Aber gerade die Sprachzeugnisse des 16. und 17. Jahrhunderts sind im Hinblick auf die soziale Differenziertheit der sprachlichen Aus-

gleichsprozesse in Berlin noch ganz ungenügend untersucht.

7. Eine sprachpolitisch ähnlich sensible Epoche erlebte Berlin im 18. Jahrhundert. Die internen Ausgleichsprozesse wurden mit der Aufnahme von knapp 7000 Hugenotten und zahlreichen anderen Immigranten, darunter auch einer langsam wachsenden Zahl von Jiddischsprechern und einer erheblichen Zuwanderergruppe aus Böhmen um wichtige Komponenten bereichert. Wir müssen auch hier Ausgleichsprozesse annehmen, die in den verschiedenen sozialen Gruppen unterschiedliches Gepräge hatten. Eine gewisse Indizfunktion hat die Sprache des Hofes, obwohl wir im 18. Jahrhundert wohl nicht davon ausgehen können, daß das am Hof praktizierte Deutsch für die Sprache der Stadt einen merklichen Prestigewert besaß. Zweifellos besaß am Hof das Französische, gestärkt durch den Zuzug der Hugenotten, einen festen Platz. Trotzdem bedürfen verallgemeinernde Urteile wie die von A. Lasch: "Die Sprache des Berliner Hofes ist damals (unter dem Großen Kurfürsten, HS) vorwiegend französisch ..." <sup>24</sup>. "Fast zwei Jahrhunderte dauert die französische Einflußperiode. Französisch ist die Umgangssprache der Hofkreise" <sup>25</sup>, einer eingehenden Prüfung. Immerhin ergänzt A. Lasch: "Zu Ende des 17. Jahrhunderts ist auch die Sprache der Hofkreise, soweit sie deutsch ist, 'berlinisch'" <sup>26</sup>. Wir müssen den Bereich der französischen Konversation bei gesellschaftlichen Anlässen, die geläufige Anwendung gängiger Floskeln, das Zeugnis französisch geführter Briefwechsel z. B. Sophie Charlottes, der Frau Friedrich I., unterscheiden von der Sprache des privaten Umgangs und auch von der Sprache der Regierungsgeschäfte und der Verwaltung in einer wiederum nach Sachgebieten differenzierten Praxis, die sich zudem in den angesprochenen 200 Jahren deutlich wandelte. Über diesen ganzen Bereich wissen wir noch sehr wenig. Interessantes Vergleichsmaterial bieten die eigenhändigen Niederschriften der politischen Testamente des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von 1667 und der Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. <sup>27</sup>. Es fällt jedem Leser sofort auf, daß der Kurfürst Friedrich Wilhelm im 17. Jahrhundert nur ganz vereinzelte Schwierigkeiten mit der Dativ/Akkusativ-Unter-

scheidung hatte, während einige andere berlinische Charakteristika auch bei ihm begegnen, aber das Bild seiner Sprache doch nicht prägen. Das sind z. B. die Schwierigkeiten mit den s-, sch- und z-Lauten (gewessen, grensen, Sals, schwischen [zwischen], Milice), die Vorliebe für s-Plurale (Stathalters), der Sproßlaut nach r (errenstlich, das Corren) und einige andere vokalische und konsonantische Eigenheiten. Ganz anders ist das Bild beim Enkel Friedrich Wilhelm I. Es wimmelt von charakteristischen Berolinismen in der Lautung und z. B. in der Pluralbildung (Schmeichelers, Kerrels). Bei ihm herrscht die Dativform als Einheitskasus des Personalpronomens im Singular (mir, dir, ihm) und die Akkusativform als Einheitskasus des Substantivobjekts im Singular und Plural (nach meinen toht, mit meine gesundtheit, mit den sentlichen adell, bei die andehre Ettats, aus eure landeskinder). Diese die Mitglieder der königlichen Familie - hier stellvertretend für eine sozial herausgehobene Oberschicht - als Sprecher und Schreiber einer berlinischen Umgangssprache zwischen Dialekt und Standardsprache ausweisenden Eigenheiten signalisieren schon am Anfang des 18. Jahrhunderts ein gelockertes Verhältnis zu den Normen der hochdeutschen Standardsprache und eine Aufwertung der berlinischen Umgangssprache. Sie sind auch für das frühe 19. Jh. noch typisch. Während uns der Gymnasiallehrer Karl Philipp Moritz mit seinen etwas konstruierten berlinischen Gesprächstexten von 1781, die mangels besser erschlossener anderer Textzeugnisse den Stand der Berliner Umgangssprache am Ende des 18. Jhs. belegen müssen, doch unübersehbare Authentizitätsprobleme bereitet, dürfen wir z. B. die Liebesbriefe des Prinzen Louis Ferdinand aus den Jahren um 1800 als Zeugnisse für den Versuch der Praktizierung standardsprachlicher Schreibnormen ernst nehmen, der allerdings durch massive Einbrüche der berlinischen Umgangssprache gekennzeichnet ist. Ich zitiere aus verschiedenen Briefen: "Liebe Pauline laß mir einen Augenblick bey dir kommen ... gewiß wird es mir gelingen, dir liebe süße Freundin mit dich selbst und dem Glücke zu versöhnen / nur du kannst mich von dich trennen / das Aufstehen - und die Morgens mögen wohl schön

seyen indessen sich an deiner Seite zu schmiegen ..., o das ist schöner noch / Alles üble ... kanst du nur aus mein innerstes vertreiben / noch mehr Vertrauen kann ich in dir ... haben / Alles Liebe ich an dich / Ach Pauline wie schmerzt alles dieses mir / Liebe Freundin, wie oft denke ich an dem Augenblick der uns vereinen wird, meine Phantasie mahlt Ihm stets mit neuen Farben aus / ich ... Lebe nur um in meinen Geschäftskreise ... zu wirken / meinen süßesten Lohn ... erwarte ich ... von dich / davon bin ich überzeugt, ... daß das Glück deines Lebens nur ... durch mir kommen kann"<sup>28</sup>. So sahen die am Hof geübten Sprachpraktiken in der Epoche aus, in der Berlin sich anschickte, die alte Orientierung am obersächsischen Hochdeutsch aufzugeben und selbst der Bezugspunkt für die norddeutsche Realisierung der Sprech- und (teilweise auch) Schreibnormen zu werden. An dieser Leistung hatte eine standardsprachlich engagierte 'Bildungsschicht' - keineswegs notwendigerweise geborene Berliner -, die in der preußischen Hauptstadt Wirkung auf die Stadt und nach draußen erzielte, besonderen Anteil. In den letzten Jahrzehnten der Regierungszeit Friedrichs II. hat sich "die Zahl der Buchhandlungen in Berlin seit jener Zeit (2. Hälfte des 17. Jh., H.S.) um das Sechsfache und darüber vermehrt. ... In keiner Familie, welche nur irgend Anspruch auf wissenschaftliche Bildung machen wollte, fehlte eine kleine Privatbibliothek ... . Ueberall fand man die Werke von G e l l e r t , W e i ß e , K l o p s t o c k , R a m l e r , G l e i m , L e s s i n g ; überall die Romane von H e r m e s , S p a l d i n g ' s Bestimmung des Menschen, die Schriften von M o s e s M e n d e l s o h n "<sup>29</sup> Diesen Prozeß hat vor allem die Berliner Gymnasiallehrerschaft sehr bewußt erlebt und befördert. Die Preußische Akademie der Wissenschaften hat den sprachpolitisch und sprachwissenschaftlich interessierten Gymnasiallehrern am Ende des 18. Jahrhunderts eine Plattform zur Verbreitung ihrer Ansichten geboten<sup>30</sup>. Auch dieser Umstellungsprozeß und der Anteil der Pädagogen ist noch kaum erforscht. Johann Jakob Engel, Johann Heinrich Ludwig Meierotto, Karl Wilhelm Ramler, Friedrich Gedike, Karl Philipp Moritz und Johann Erich Biester sind aus der genannten Gruppierung beson-

ders hervorzuheben. Die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache setzte ihre Arbeit von 1815 bis in die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts fort<sup>31</sup>, nachdem das Interesse der Akademie an den Normierungsproblemen der Gegenwartssprache wieder erlahmt war.

Noch vor dem bis heute beispiellosen Ausbau der Stadt im 19. Jahrhundert, als etwa anderthalb Millionen Neubürger hier eine Existenzgrundlage suchten, sprachlich integriert wurden und diesem Integrationsprozeß zugleich sein besonderes Gepräge gaben, war am Ende des 18. Jahrhunderts die Entscheidung gefallen, daß zwar nicht die berlinische Umgangssprache, aber doch die in Berlin durch eine relativ stabile Schicht praktizierte Standardsprache mit ihren typischen norddeutschen Zügen für weite Teile des deutschen Sprachgebiets zu einer wichtigen Orientierungsgröße wurde. Die produktive Spannung zwischen ostmitteldeutschen und niederdeutschen Normen der Aussprache, der Schreibung und auch der Lexik hatte in Berlin lange vor 1500 ihren Anfang genommen, sie prägte die ganze neuere Sprachgeschichte der Stadt und wirkt dank der Stabilität der entscheidenden Einflußfaktoren bis in die Gegenwart fort.

Anmerkungen

- 1 z. B. Karl Bischoff, *Mittelalterliche Überlieferung und Sprach- und Siedlungsgeschichte im Ostniederdeutschen*, Wiesbaden 1966.
- 2 H. Schmidt, *Die sprachliche Entwicklung Berlins vom 13. bis zum frühen 19. Jahrhundert*, in: *Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt*, hg. von Joachim Schildt und Hartmut Schmidt, Berlin 1986, S. 100-172, hier insbesondere S. 101.  
Hierauf weist ebenfalls mit Nachdruck hin Klaus-Peter Rosenberg, *Der Berliner Dialekt - und seine Folgen für die Schüler. Geschichte und Gegenwart der Stadtsprache Berlins sowie eine empirische Untersuchung der Schulprobleme dialektsprechender Berliner Schüler*, Tübingen 1986, S. 78, 86 u. ö.
- 3 vgl. Max Siewert, *Die niederdeutsche Sprache Berlins von 1300 bis 1500*, in: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 29 (1903) S. 65-122, bes. S. 66f.
- 4 Rosenberg, *Der Berliner Dialekt*, S. 80.
- 5 Bischoff, *Mittelalterliche Überlieferung*, S. 292f.
- 6 H. Schmidt, *Die sprachliche Entwicklung Berlins*, S. 107-109.
- 7 Alle Beispiele aus: *Berlinisches Stadtbuch. Neue Ausgabe*, hg. v. P. Clauswitz, Berlin 1883, S. 65, 68f., 73f., 77, 79, 89f. Die von mir **eingesetzten Virgeln (/)** trennen Belege.
- 8 Vergleich brandenburgischer Städte mit Herzog Rudolf von Sachsen vom 24.8.1321, in: *Codex diplomaticus Brandenburgensis*, hg. von Adolph Friedrich Riedel (Berlin 1838-1869) Abt. II, Bd. 1, Berlin 1843, S. 467f.
- 9 Vertrag des Markgrafen Ludwig mit dem Landgrafen Friedrich von Thüringen, in: *Codex diplomaticus Brandenburgensis*, Supplementband, Berlin 1865, S. 18f.
- 10 Ich habe die Stelle zuerst während der Geschichtswissenschaftlichen Konferenz zum 750jährigen Bestehen der Stadt Berlin (4.-6.2.1987) zur Diskussion gestellt.

- 11 Berlinisches Stadtbuch, S. 89.
- 12 vgl. Vl. Šmilauer, Handbuch der slawischen Toponomastik, Prag 1970, S. 143; Reinhold Trautmann, Die elb- und ostseeslawischen Ortsnamen, Berlin 1948, S. 82; Reinhard E. Fischer, Die Ortsnamen der Zauche, Weimar 1967, S. 98.
- 13 Agathe Lasch, Berlinisch. Eine Berlinische Sprachgeschichte, Berlin 1928, S. 314.
- 14 Berlinisches Stadtbuch, S. 15f., vgl. Agathe Lasch, Berlinisch, S. 32 und 321.
- 15 Genaue Nachweise bei M. Siewert, Die niederdeutsche Sprache Berlins, S. 68f.
- 16 Bischoff, Mittelalterliche Überlieferung, S. 291.
- 17 Agathe Lasch, Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, Dortmund 1910, S. 133.
- 18 ebd.
- 19 ebd.
- 20 Rosenberg, Der Berliner Dialekt, S. 84.
- 21 Nach M. Diterichs Berlinischer Closter- und Schul-Historie von 1750 bei A. Lasch, Berlinisch, S. 72.
- 22 Theodor Frings, Die Grundlagen des Meißnischen Deutsch. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der deutschen Hochsprache, Halle 1936, Karte 8; ders., Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache, Halle 1957, Karte 41, S. 44 u. 133.
- 23 Rosenberg, Der Berliner Dialekt, S. 88.
- 24 Lasch, Berlinisch, S. 91f.
- 25 ebd., S. 93. Diese Angaben von A. Lasch übernimmt K.-P. Rosenberg, Der Berliner Dialekt, S. 88: Der Hof "sprach ... seit dem 17. Jahrhundert vorwiegend französisch. Dies sollte für fast 200 Jahre so bleiben", also vom Großen Kurfürsten bis zum jungen Wilhelm II.?
- 26 Lasch, Berlinisch, S. 97.

- 27 A. Lasch (Berlinisch, S. 98) bespricht sprachliche Merkmale der Hohenzollern ausgiebig, auch solche Friedrichs I., der in unseren Vergleich der politischen Testamente nach der Ausgabe von G. Küntzel und M. Hass, Die politischen Testamente der Hohenzollern, Bd. 1, Leipzig und Berlin 1911, nicht einbezogen ist. Vgl. ferner Wolfgang Schuller, Schäker und Schlingel, in: Fruchtblätter. Freundesgabe für Alfred Kellertat, hg. von Harald Hartung, Walter Heistermann und Peter M. Stephan, Berlin 1977, S. 285-294 (über die Randnotizen Friedrichs II. auf amtlichen Schriftstücken). Interessantes Material für das 16. Jh. bietet Ingeborg Klettke-Mengel, Die Sprache in Fürstenbriefen der Reformationszeit untersucht am Briefwechsel Albrechts von Preußen und Elisabeths von Braunschweig-Lüneburg, Köln-Berlin 1973. Elisabeth (1510 -1558) war Tochter des brandenburgischen Kurfürsten Joachims I. Sie verlebte ihre Kindheit bis zum 15. Lebensjahr in Berlin und zeigt in ihren Briefen zahlreiche märkisch-berlinische Sprachzüge.
- 28 Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel, hg. von Alexander Büchner, Leipzig 1865, die zitierten Stellen auf S. 56-77.
- 29 C. von Kertbeny [= Carl Maria Benkert], Berlin wie es ist. 1831, Faks.-Druck Leipzig 1981, S. 222f.
- 30 Hartmut Schmidt, Überregionaler Sprachausgleich und städtische Umgangssprache aus Berliner Sicht - Frühe Forschungsansätze im Umkreis der Akademie der Wissenschaften, in: ZPSK 40 (1987), H. 6 (im Druck).
- 31 Hartmut Schmidt, Die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache an der Schwelle der germanistischen Sprachwissenschaft, in: Zeitschrift für Germanistik 4 (1983), H. 3, S. 278-289.